



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

bekannt würde. Wenn es wahr ist, daß sie in richtiger Beurtheilung der Verhältnisse eine solche Vereinigung nicht wünschenswerth erachtet, so würde dies standhafte Zurückhalten zwar in der Gegenwart durchaus keine Alteration der öffentlichen Meinung hervorbringen, aber es könnte wol der Tag kommen, wo die Franzosen sich daran erinnern, daß der Enkel Louis Philipps einem Princip keine Concessionen gemacht hat, welches, wie man auch sonst darüber urtheilen möge, jedenfalls nicht mehr französisch ist. In diesem Falle würde die größte Folge der Juston die sein, daß sie die europäische Publicistik mit einem Wort von sehr zweifelhaftem Werthe bereichert hat. —

## W o c h e n b e r i c h t.

**Bildende Kunst.** — Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei, von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit, herausgegeben von Ernst Förster, Leipzig, T. D. Weigel. — Man hat in unserer neuesten Litteratur sehr häufig den Gesichtspunkt des Patriotismus aufgestellt und sich daran gewöhnt, die Bedeutung eines jeden Kunst- und Literaturwerks darnach abzumessen, ob es das Nationalgefühl fördert oder nicht. Dieser Gesichtspunkt ist an sich vollkommen richtig, denn die Förderung des Nationalgefühls hat einen höheren und bleibenderen Werth, als vorübergehende ästhetische Genüsse, nur hat man häufig davon eine falsche Anwendung gemacht, indem man das Interesse der deutschen Schriftsteller mit dem Interesse des deutschen Volks verwechselte. So hat man es der Kritik häufig vorgeworfen, daß sie, anstatt die heimischen Producenten zu fördern, die Concurrenz des Auslandes begünstige und dadurch dem Vaterlande Schaden thue, ganz ähnlich wie die Schutzzöllner, die fest davon überzeugt sind, die Nation stehe sich gut, wenn der Ventel der Fabrikanten voll ist. Uns scheint vielmehr, daß bei der Beurtheilung eines jeden Kunstwerks nicht der Umstand maßgebend sein kann, ob der Verfasser von Geburt ein Deutscher ist, sondern ob das Kunstwerk selbst im deutschen Sinn ausgeführt ist. So wird z. B. niemand darüber zweifelhaft sein, daß die Einführung Shakespeares in Deutschland das deutsche Nationalgefühl sehr bedeutend gefördert hat, obgleich dieser Mann ein Britte war, und daß Werner, Müllner, Houwald, um von Claren und Kogebue gar nicht zu reden, dem deutschen Nationalgefühl sehr geschadet haben, obgleich sie sammt und sonders Deutsche waren. — Wir kennen keine zweckmäßigere und würdigere Art und Weise, das Nationalgefühl überall rege zu machen, als die sinnliche Bergegenwärtigung unserer großen Vorzeit, die sich nach keiner Richtung hin so bedeutend und energisch entfaltet hat, als in der bildenden Kunst. Diese Zeugen unserer Geschichte sind zwar noch vorhanden, und obgleich sie stumm sind, reden sie für jedes

Andenken ihres Gemahls und des verstorbenen Königs der Franzosen compromittirt und mit den Ueberzeugungen derselben von der Stellung und dem Beruf eines Königs von Frankreich unvereinbar ist. Von den übrigen Mitgliedern der Familie Orleans haben alle, mit Ausnahme des Prinzen Joinville der Juston beigestimmt.

empfängliche Gemüth eine sehr verständliche Sprache; allein sie sind immer nur für einen kleinen Kreis unseres Vaterlandes. Wenn es gelingt, sie alle in einer deutlichen und anziehenden Uebersicht zu vereinigen, so werden sie ein wirkliches Nationaleigenthum werden und auch auf die weitere Entwicklung einen segensreichen Einfluß ausüben. — Einen solchen Zweck hat sich der Herausgeber des vorliegenden Sammelwerks gesetzt, und es schließt sich unmittelbar dem größern Unternehmen desselben Verlegers an, welches wir vor einiger Zeit besprochen haben, jener Sammlung von Geschichtswerken über das deutsche Städtewesen, die deutsche Kunst u. s. w. — Es kam nun zunächst darauf an, die Ausführung in demselben Sinne zu betreiben, der das Unternehmen selbst geleitet hat, und dies ist in einer Weise gelungen, daß jeder Unbefangene, der Sinn für das Schöne hat, in welcher Gestalt es sich auch zeige, seine innige Freude daran haben wird. — Zunächst bürgt schon der Name des Herausgebers, der sowol die Zeichnungen als den Text liefert, für die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Auswahl der Darstellung. Bereits was in den drei ersten Heften uns vorliegt, ist von hohem Interesse für die Charakteristik der deutschen Kunst. Aus dem Gebiete der Architektur enthalten diese Hefte den Dom zu Speyer, das Kloster Lorsch und den Dom zu Limburg an der Lahn; aus dem Gebiete der Bildnerei (eine Bezeichnung, die uns beiläufig nicht sehr gefällt) die Kanzelreliefs aus dem Dom zu Aachen und die goldene Pforte zu Freiberg im Erzgebirge, und aus dem Gebiete der Malerei das große Gemälde von Memling: die sieben Freuden der Maria. — Was aber den höchsten Preis verdient und was uns den deutschen Fleiß und das ebenso bescheidene als eindringliche deutsche Kunstgefühl am würdigsten vergegenwärtigt, ist die technische Ausführung. Wir machen zunächst auf das letzte Gemälde aufmerksam. Die Schwierigkeit lag hier darin, daß das Gemälde neben seinem deutlich hervortretenden Vordergrund eine sehr weite, sehr sorgfältig und zierlich ausgeführte, aber nach Art der altdeutschen Schule perspectivisch incorrecte Vertiefung hat. Dieses nun durch einen Stich zu versinnlichen, der sich sehr bescheiden hält und wenig mehr gibt als die Umrisse mit nur ganz leiser Schattirung, ist wahrlich kein kleines Unternehmen; es ist aber auf das Glänzendste erreicht worden. Die Striche des Vordergrundes sind etwas schärfer und sie schwächen sich nach hinten zu mit so feiner Nuancirung ab, daß wir an die Perspective glauben müssen, so sehr sie unserer sinnlichen Gewohnheit widerspricht. Ganz reizend ist die Naivetät und Gemüthlichkeit der alten Figuren wiedergegeben. Links im Vordergrunde ist der nach dem Beschauer geöffnete Stall, in dem die Jungfrau neben der Krippe kniet und den Jesusknaben betrachtet, vor dem Fenster knien die eben angekommenen Hirten, ein paar wunderbar schöne Gestalten von heiliger Einfalt, rechts nähert sich die Gruppe der drei Könige. Nun sind aber im Hintergrunde eine Anzahl von Ereignissen, die sich darauf beziehen, dargestellt, die Empfängniß, die Verkündigung an die Hirten, der bethlehemitische Kindermord, die Reise der heiligen drei Könige u. s. w., alles das mehr durch sinnvolle architektonische Symbolik und Gruppierung, als in realistischer Nachbildung zusammengehalten. In jeder dieser Figuren bis zur kleinsten (und namentlich die Ochsen und die Pferde mit gerechnet) athmet ein eigenthümliches freies und vielbewegtes Leben. Man kann sich an diesem Bilde nicht satt sehen, denn jeder Blick eröffnet neue Vortrefflichkeiten, die man zuerst hintangeseht hat. Bis in die kleinsten Züge hinein ist dieses schöne Kunstwerk mit der größten Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Der Künstler, der es in Stahl gestochen

hat, ist Pösch. — Nächst diesem zeichnet sich das landschaftlich vollendete Bild des Limburger Doms aus, gestochen von Poppel. Der allgemeine charakterische Eindruck ist geistreich und kühn, und dennoch ist das Einzelne bis auf die kleinen Schattirungen der Mauer mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit ausgeführt, die immer mehr in Erstaunen setzt, je länger man es betrachtet. — Wir könnten ebensoviel Rühmendes von den übrigen Stichen sagen, die weniger als Gemälde abgeschlossen sind, da sie zunächst den Zweck haben, uns die Verhältnisse genau zu veranschaulichen, aber auch hier mit welcher Liebe und Andacht ist alles Detail ausgeführt! — Der beigegebene Text enthält zunächst die Beschreibung und Geschichte des Doms zu Speyer mit der bekannten Darstellungskunst Ernst Försters ausgeführt. Es folgen die Kannelreliefs des Nachner Doms, die für die christliche Symbolik sehr bedeutend sind. —

Möchte nun dieses mit so großem Verständniß und so großem Aufwand von Kräften unternommene Werk auch von Seiten des deutschen Publicums die Unterstützung finden, die es in so reichlichem Maße verdient und ohne die es nicht bestehen kann.

**Musik.** — Im 7. Gewandhausconcerte wurde zur Erinnerung des Componisten Dnslow (geboren 1796, gestorben den 3. October 1833) eine Sinfonie (No. 2, d moll) aufgeführt. Dnslow gehört unter die fruchtbarsten Tonsetzer der jüngst vergangenen Periode, besonders ist seine Thätigkeit im Fache der Kammermusik eine fast überreiche gewesen. Lange Zeit genossen alle diese Werke eines ausgezeichneten Rufes, jetzt gehören sie nur noch der musikalischen Geschichte an, die zur rechten Zeit ihr Veto gegen diese Ueberschätzung eingelegt hat. Dnslow gehört unter die Kühlen und Wohl-erzogenen, geistige Gedankenblitze springen nicht aus seinen Werken heraus, und wenn sich solche zeigen, so werden sie gewiß durch die strenge Macht der Schule in gewisse Schranken zurückgewiesen. Daher diese wunderbare Eintönigkeit in seiner Kammermusik, zum Theil auch in den Orchesterwerken, obwol hier die Färbung der Instrumentation einzelne stärkere Wirkungen erzeugt. Wir begegnen immer gewissen, wiederkehrenden Redensarten, und so wird es schwer, sich die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale in seinen Quartetten und Quintetten zu merken, denn die stereotyp gewordene Arbeit überwältigt stets die Hauptmotive. Außerdem ist der Hauptgrundzug der Compositionen ein elegischer und die Erhebung zur heitern und freudigen Stimmung erscheint fast immer unter der Dämpfung dieses vorherrschend niederschlagenden Zugs. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war eine ruhige; man nahm das dem todten Künstler gebrachte Opfer mit der gebührenden Achtung an. — In demselben Concerte spielte der Weimarsche Concertmeister Laub das große Violinconcert von Beethoven in außerordentlich schöner und ganz vollendeter Weise.

Hector Berlioz führte im Gewandhause eine Menge seiner Compositionen auf, denen viele andre in einem eignen Concerte nachfolgen sollen. Die bis jetzt gegebenen sind die Flucht aus Egypten, biblische Legende für Tenorsolo, Chor und Orchester; 3 Sätze aus der Sinfonie Harald in Italien; der junge bretagnische Schäfer, Romanze für Tenor mit Orchester; die Fee Mab, Scherzo aus der Sinfonie „Romeo und Julia“; Scene aus Faust: Recitativ, Arie des Mephistopheles, Chor und Tanz der Sylphen; Ouverture zum römischen Carneval.

Der Abend war ein interessanter, wenn auch kein durchaus genußreicher und die

wirkliche Ausbeute für den ernstesten Musiker bestand wol nur in dem Erfassen einer Menge neuer und unerhörter Instrumentalwirkungen, nicht aber in dem Erlernen schöner und edler Musik. Diese so fremdartigen Motive, diese so neue, sonderbare Durchführung derselben, das geffentlichliche Abweichen von der durchdachten, sinnigen und so wohl begründeten Weise der guten Meister aller musikbefähigten Nationen setzt mehr in Verwunderung, als daß es zur Nachahmung reizt. Es ist zuletzt doch nicht möglich, Melodien zur Geltung zu bringen und als nachahmungswürdig anzupreisen, welche das Wesen unseres Tonleitersystems als illusorisch hinstellen, welche den Gesetzen einer auf die Natur begründeten Rhythmik widersprechen, die am Ende alle harmonischen Gesetze mit einer Willkürlichkeit sich unterordnen, welche einem wohlherzogenen Ohre immer widerstreben wird. Um alle die Neuerungen dieser Musik zu vertheidigen und einen gewissen Nimbus um sie zu verbreiten, ist man jetzt geschäftig die alte Fabel von dem Nichtverstandensein Beethovens wieder unter die Leute zu bringen. Diese ist nur halb wahr, wenigstens erhellt aus dem schriftlichen Zeugnisse der Zeit, in welcher Beethoven emporkam, fast überall das Gegentheil. Man warf ihm nicht mit Unrecht viele Sonderbarkeiten vor, wie wir auch jetzt noch das Recht haben, uns so zu äußern, denn viele ästhetische Anschauungen werden zu allen Zeiten dieselben bleiben, aber man begriff sehr bald den hohen Flug seiner Gedanken, obwol man sich dabei immer zugehen mußte, daß es vergeblich sein würde, die Thaten dieses riesigen Genies nachzuahmen. Belege für diese Ansichten finden sich neben vielem andern in den Jahrgängen der musikalischen Zeitung von Breitkopf und Härtel, besonders von dem Jahrgange 1803 an; wir begegnen den Besprechungen aller größern Werke des Meisters und es läßt sich trotz aller Mühe nicht ein Sätzchen dieser verschönernden Fabel finden. Es wäre schlimm, wollte ein menschlicher Geist Dinge erfinden, die einem andern gleichfalls bevorzugten, nicht zu ergründen möglich seien. Das Gegentheil zu denken ist absoluter Unsinn. Wir sind jetzt wieder auf dem Punkte, in Beziehung auf Berlioz mit einer gleichen Fabel mystifiziert zu werden. Auch ihn begreifen wir nicht, nur einige Auserwählte genießen dieses Glück, und merkwürdigerweise grade diejenigen, welche die Kunst der Musik selbst am wenigsten begriffen und gelernt haben. Berlioz ist in der That nicht schwer zu verstehen, weil er eben nur mit Handgreiflichem sich abgibt und dahin gehören nicht nur sein Lärmen und Toben, eine Folge der massenhaften Orchesteranstellungen, sondern die von ihm so oft herausgesuchten Contraste des pp., das grade für die Masse des Publicums die allerfaßlichste Handgreiflichkeit ist. Ueberall tritt uns die Absichtlichkeit entgegen, nur selten das Walten des Genius, dessen Schaffen wir in Ehrfurcht begrüßen, weil uns bei der Betrachtung desselben die Ueberzeugung wird, ein göttlicher Funke, nicht die mühsame Reflexion des Menschenverstandes habe hier als die erzeugende Kraft gewirkt.

Ein zweites beliebtes Dictum der lobpreisenden Kritik erscheint uns in der aufgestellten Meinung, daß Berlioz der Nachfolger Beethovens und im Sinn der neunten Sinfonie fortgearbeitet habe. Man muß sich hüten, dieses Werk als die Summe aller künstlerischen Thätigkeit dieses Meisters aufzustellen: die extravagirenden Ansichten aus „Griepenkerls Beethovener“ sind längst in ihre Schranken zurückgewiesen, dennoch aber läßt sich der Satz als unumstößlich hinstellen, daß die neunte Sinfonie bei all ihren Ausschweifungen als ein so schwungreiches und klares Werk erscheint, daß die Berliozsche Art und Weise nur als ein Rückschritt betrachtet werden kann, wenn man je eine Vergleichung

der betreffenden Werke zulassen will. Wir sind sogar so kühn zu behaupten, daß der letzte Satz dieser Sinfonie (Freude schöner Götterfunken) in seiner Genesis auf einer ganz andern Basis ursprünglich gestanden hat, als die drei ersten Instrumentalsätze dieser Sinfonie, die gewiß auf rein musikalischem Wege sich gestaltet haben, und daß der Zusammenhang der ganzen Sätze ein mehr zufälliger ist, wieviele Commentatoren sich auch bemüht haben, den rothen geistigen Faden herauszufinden. Wie manche unbedeutende Aeußerung Beethovens mag dazu gedient haben, erklärungsüchtige Profaisker zur Entwicklung ihres Scharfsinns aufzustacheln. Ein Unglück aber hat diese neunte Sinfonie gewiß erzeugt: die übertriebene Benutzung des reinen Instrumentalsatzes zu gewissen concreten Aufgaben, die sich auf diesem Wege unbedingt nicht lösen lassen. Wie scheinbare geistreiche Werke auch von den Beethoven-Epigonon in dieser Beziehung geschaffen sein mögen, so ist doch ihre Existenz nur eine Täuschung, da ohne weiträufige Commentare ihr Verständniß dem Zuhörer nicht erschließbar ist, und auch mit sorgfältiger Benutzung derselben immer noch genug Zweifel zu beseitigen bleiben, ob diese Art der Auflösung die richtige und deshalb einzig mögliche und erschöpfende sei. Die bekannten Phrasen der neuesten Kritik haben freilich alle diese Zweifel überwältigt und die Siegesgewißheit des neuen Evangeliums vollständig bekräftigt. Aber ziehen wir nur eins der von Berlioz vorgeführten Musikstücke in den Vordergrund: die Haraldsinfonie und besonders deren ersten Theil „Harald im Gebirge; Scenen des Trübfinns und der Freude“ — so läßt sich schon hier leicht nachweisen, wie die Instrumentalmusik die Gebiete überschritten habe, auf denen sie sich vernünftigerweise bewegen kann. Ein Gebirge läßt sich kaum musikalisch malen und wenn zu dem Gemälde noch die musikalisch berechtigten und ausführbaren Stimmungen der Freude und der Trauer hinzutreten, so erscheinen sie nicht als Folge des Verweilens in der Landschaft, sondern nur als ein Ausfluß der Seelenstimmung des Harald, die auch an jedem andern Orte über ihn kommen konnten. Der Componist weiß jedoch jede der gegebenen einzelnen Aeußerlichkeiten zur Herstellung mannigfacher Effecte zu benutzen: der starre Felsen, die wüste Haide und was sonst alles in den Kreis der Tonmalerei sich hineinziehen läßt, wird gewissenhaft verwendet — nur schade, daß der zu kurze Commentar uns immer an der Klippe des Rathens scheitern läßt. So reiht sich nun stückweise das verschiedenartigste Material und die ausschweifendsten motivischen Gestaltungen aneinander, in einer Logik, die dem Uueingeweihten unbegreiflich bleibt. Besonders dieser erste Satz ist unklar und unergiebig, die gewiß pikanten Instrumental-effecte abgerechnet und man kann nur die Dreistigkeit anstaunen, die überhaupt wagte solche Sätze zu schreiben. Die beiden folgenden Sätze der Sinfonie „der Pilgermarsch und die Serenade eines Bergbewohners in den Abruzzen an seine Geliebte“, geben klare musikalische Bilder, obwohl auch hier die gesuchten Entstellungen oft verletzen und nur in dem seit Beethoven üblich gewordenen Humor in der Musik ihre Entschuldigung finden dürften.

In dem Scherze „Fee Mab“ ist die Summe aller musikalischen Kunst des Componisten gegeben; doch können wir im Grunde nichts anderes darin finden, als die raffinirteste Ausführung der von Mendelssohn begründeten Elfenmusik. Der deutsche Ton-dichter ist in seiner Bewegung seiner kleinen Geister allerdings schwerfälliger geblieben (so sagt man uns), und zumal die Weberschen Elfen des Oberon erscheinen wie schlafende deutsche Gnomen. Es ist wahr, die Kobolde des Berlioz sind Wesen der neckischsten Art;

ſie hüpfen, ſtrampeln, niefen, brummen in verſtelltem Baſſe und zirpen in den höchſten Chorden ſo neu, ſo wunderlich und es iſt uns immer zu Muthe geweſen, als ob die Fee Mab und ihre kleinen Geiſter ſich in Purzelbäumen überſtürzten. Bald ſchreien ſie hier, bald flüſtern ſie dort, es iſt ein chaotiſches Durcheinander, man wird am Ende ſchwindlig und freut ſich, wenn dieſe Mosquitoschwärme ihr Sauſen vor den Ohren unterlaſſen. Man nimmt von dem ganzen Stücke nichts weiter mit, als ein einziges kleines Motiv, das ſich wohl anläßt, aber zu ſchnell ſich verläuft, und außerdem eine ganze Menge kleiner, niedlicher Bruchſtücke von eigenthümlichen Inſtrumentzuſammenſtellungen, die jedes einzeln an ſich lebhaft intereſſiren. Fragt man nach dem endlichen Ziele aller dieſer Raffnements, ſo deuten ſie auf nichts Anderes hin, als auf unſere Unproductivität, die wegen Mangels an Gedanken und Motiven ſich mit hohlen und leeren Ausſchmückungen und Arabeskenweſen begnügt. Und dann das arme Volk, welches die Kunſt im neuen demokratiſchen Staate mit aufbauen helfen ſoll, wie wenig wird es davon genießen, und mit welchen Mitteln ſoll es alle die nöthigen Inſtrumente und Inſtrumentchen aufreiben, um ſo hoher Kunſtgenüſſe theilhaftig zu werden?

Noch ein Inſtrumentalwerk führt uns Berlioz vor: Die Ouvertüre zum römischen Carneval, die urſprünglich als Einleitung zum zweiten Act der Oper *Benvenuto Cellini* geſchrieben wurde, welche auf dramatiſchem Wege dieſe italieniſche Volksbeluſtigung darſtellt. Wir wagen nicht an der Berechtigung der Auffaſſung dieſes Muſikstücks zu zweifeln: Volksfeſte zeichnen ſich durch Lärmen und Schreien und ſonſtige Diſharmonien aus, und der lebhaſte Italiener ergeht ſich in dieſen Aeußerungen gewiß in po- tenzirtem Maße.

Einen wohlthätigen Eindruck verurſachten die Geſangscompoſitionen: Die heilige Familie und die Romanze. Die erſte iſt mit Willen in etwas antiquirtem Stile gehalten, hält aber die Stimmung vortrefſlich feſt und iſt mit ſehr beſcheidenen Mitteln ausgeführt und einzelnen wirklich bezaubernden Inſtrumentalwirkungen ausgeſchmückt. Der Chor iſt nach dem Gedichte ſtrophenweiſe componirt und einfach und würdig; die Soloiſtimme, nach franzöſiſcher Art declamirt, klingt uns in ihrem Geſange fremdartig, wurde aber durch unſeren braven Tenor Schneider gut, ſowol muſikaliſch als declamatorisch, vorgebracht. Die kleine Romanze iſt einfach geſungen, wird durch die Orcheſterbegleitung aber ſchwerfällig, obgleich ſie in dieſem Gewande bedeutungsvoller erſcheint. Ueber *Faust* haben die Grenzboten durch andere Feder ſchon berichtet; wir finden keine Urſache, das damals gegebene Urtheil zu modificiren.

Die Hofmeiſterſche Muſikalienhandlung hat eine Menge Novitäten in der jüngſten Zeit veröffentlicht und beſonders die Claviermuſik in den verſchiedenartigſten Branchen bereichert. Unter den herausgegebenen Unterrichtswerken ſtehen oben an, ſowol wegen ihres muſikaliſchen Gehalts, ihrer Nützlichkeit und des in ihnen in jeder Weiſe vorwaltenden guten und ernſten Geſchmacks: 24 Uebungsſtücke in allen Tonarten zur Beförderung des Ausdrucks und der Nuancirung im Pianoforteſpiel op. 22. In einem Vorworte theilt der Autor mit, daß er dieſe Uebungen als eine Fortſetzung und Ergänzung zu St. Hellers op. 45. 46. 47 betrachte, die von dem Schüler unter guter Leitung bald bewältigt würden und denen bis jetzt eine Fortſetzung mangle, die zu den größern Uebungswerken von Moscheles, Chopin, Henſelt &c. überführen könnte. Wir empfehlen aufrichtig dieſe neuen Zeugniſſe des Fleißes und der Tüchtigkeit des Componiſten. — Ein andres Uebungswerk von Rich. Mulder,

25 études chantantes et brillantes, op. 34, 3 Hefte, deutet schon in seinen Beiwörtern das angestrebte Ziel an. Musikalische Tiefe vermiffen wir, im Gegentheil finden wir in ihnen nur eine Verführung zur Lust an eleganten und unbedeutenden Salonstücken. Sonst ist die Technik des Claviers sehr geschickt ausgebeutet und ihr praktischer Nutzen soll von uns nicht angezweifelt werden. — Wir gehen in unsern Anforderungen noch eine Stufe herunter und finden: Ad. Fumagalli, école moderne du Pianiste, recueil de 24 morceaux caractéristiques, op. 100, von denen 6 uns vorliegen: Souvenirs, les Troubadours, Solitude, La sennora, Pourquoi je pleure? Le papillon, welche mit den charakteristischen Beinamen: Melodie, Ballade, Nocturne, Bolero Caprice, Réverie und Etude de Salon sich uns vorstellen. Diese Stücke sind in der neuesten Weise unserer Pianofortevirtuosen geschrieben; geistig sind sie wenig erhaben über die modernen Charakterstücke dieser Art, aber sie sind vortrefflich instrumentirt und repräsentiren den jetzigen Pariser Salongeschmack, unter dessen Haupttonangeber Fumagalli jetzt zu zählen ist. Pianofortepielern, die wegen der Laune ihres Publicums auf den Vortrag ähnlicher Compositionen angewiesen sind, empfehlen wir diese Stücke.

Auch ein Stück: le Palmier, Polka des Magots, in ähnlicher Weise geschrieben, finden wir von demselben Componisten.

Ferner eine Menge Salonsachen von Ch. B. Lysberg: op. 29, deux Nocturnes; op. 26, La Napolitana, étude de légèreté; op. 34, Serenade; op. 32, Tarantelle; op. 33, Carillon, impromptu; op. 34, la fontaine, Idylle; op. 35, Bohémienne, caprice; op. 36, Deux Réveries; alle von kleinem musikalischen Gehalte, aber wohl instrumentirt und für das Bedürfnis der feinen Welt vollkommen ausreichend. Von Rich. Mulder noch eine Sammlung Charakterstücke: Les loisirs de la Châteleine, op. 44, die zu unbedeutend sind, um viele Worte darüber zu machen.

**Auswärtige Literatur.** — In einem lesenswerthen Artikel: The Progress of Fiction as an Art (Fiction bedeutet bei den Engländern fast ausschließlich den Roman), den das Octoberheft von Westminsterreview mittheilt, und in welchem zu unserer großen Genugthuung W. Scott vollständig auf den Platz gestellt wird, der ihm in der Literaturgeschichte gebührt, wird das psychologische Raffinement der modernsten Romanschreiber mit dem Raffinement in den Ereignissen, wie es Anna Radcliffe anzuwenden pflegte, in eine sehr glückliche Parallele gebracht: It was the fashion then to construct a story out of strange and unnatural circumstances, it is the fashion now to elaborate it out of morbid feelings and over-wrought sensibilities, and like all fashions which contradict nature, both must pass away. (Damals war es Mode, eine Geschichte auf seltsame und unnatürliche Umstände aufzubauen, heute ist es Mode, sie aus kranken und überreizten Empfindungen hervorgehen zu lassen: beides muß vorüber gehen, wie jede Mode, die der Natur widerspricht.) — In dasselbe Gebiet geistvoller und gerechter Kritik gehört ein Artikel im Novemberheft von Frasers Magazine über Byron und Shelley, der mit großer Entschiedenheit gegen die unklare, verschwommene, weibliche Darstellung des Letztern zu Felde zieht, dabei aber doch constatirt, was wir in dieser Ausdehnung gar nicht geglaubt haben, daß alle Schöngeister von der neuesten Mode Shelley als den Propheten der modernen Weltanschauung verehren, und ihn in Bezug auf die poetische Begabung weit über Byron stellen, von einem Philister wie W. Scott gar nicht zu reden. —

Ein wichtiger Beitrag für die Kenntniß der wälſchen Literatur iſt die ſoeben erſchienene Sammlung von Herſart de la Villemarqué: *Poèmes des bardes bretons du ſixième ſiècle, traduits pour la première fois, avec le texte en regard revu sur le plus anciens manuscrits.* Der Verfaſſer hat lange Zeit in der Mitte des Volks der Bretagne gelebt, ſeine Sprache ſtudirt, ſeine Sitten, ſeine überlieferten Lieder und Denkmale ſich angeeignet. Schon früher hatte er herausgegeben: *Barsaz-Breiz, chants populaires de la Bretagne, wovon 1846 die 4. Ausgabe erſchien.* Das erſte bedeutende Werk, das über dieſen Gegenſtand erſchien, war die *Archaiology of Wales (1801—1807)* von Owen Jones de Myvyr, eine dreibändige Sammlung von Volksliedern aus verſchiedenen Zeiten, Chroniken, Geſegen, Legenden und Sprichwörtern. Ein unvollſtändiges Lexikon der wälſchen Sprache war 1794 von Walters herausgegeben; erſt Owen Pughe hatte, kurze Zeit nach dem Erſcheinen der *Archaiology*, in dieſer Beziehung eine ſolide Grundlage gelegt. Doch bleibt noch ſehr viel Schwankendes und Unbeſtimmtes, und auch Herr von Villemarqué hat durch Neuerungen in der Orthographie, die er der gegenwärtigen Ausſprache nachbildet, nicht eben dazu beigetragen, eine größere Sicherheit in das intereſſante Idiom zu bringen. —

Als einen neuen ſehr intereſſanten Beitrag zu den Denkwürdigkeiten des vorigen Jahrhunderts erwähnen wir die *Mémoires de la baronne d'Oberkirch sur la cour de Louis XVI. et la société française avant 1789, 2 Bd.* Fräulein von Waldner, die ſpättere Baronin von Oberkirch, war die Tochter eines franzöſiſchen Oberſten, 1754 im Elſaß geboren. Ein günſtiges Geſchick führte ſie bereits in früher Jugend nicht nur in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft, ſondern verſchaffte ihr auch die genaue Bekanntschaft bedeutender Menſchen, darunter Göthe, Wieland, Frau von Staël, Voltaire und Beaumarchais. Auch in das damalige Wundertreiben hat ſie ſich tief eingelaffen. Ihre Denkwürdigkeiten zeichnen ſich durch Klarheit, Präciſion und Unbefangenheit aus. —

Ein neues Werk von Thackeray wird bei unſerm Romanpublicum gewiß eine ungewöhnliche Spannung erregen. Wir gehören zwar nicht zu den unbedingten Verehrern dieſes Dichters, deſſen Anlage uns bei allem Talent etwas krankhaft erſcheint, indeß wir haben alle ſeine biſherigen Leiſtungen mit großem Intereſſe verfolgt und erwarten auch von dem neuen Werke bedeutendes. Dieſer neue Roman hat den Titel: *The Newcomes. Memoirs of a Most Respectable Family. Edited by Arthur Perndennis, Esq.* Uns ſind von dem erſten Heft, welches gegenwärtig erſchienen iſt, nur die Auszüge die der *Literary Gazette* zu Geſicht gekommen, aus denen ſich freilich über den eigentlichen Inhalt des Buchs noch nicht viel entnehmen läßt. Allein wir möchten ſchon gegen den Titel einige Einwendungen machen. Ein Roman ſoll doch ein geſchloſſenes Kunſtwerk ſein, es ſcheint uns alſo, daß jene Wiederaufnahme früheren Romanfiguren in einer neuen Novelle, wie wir ſie außer bei Thackeray namentlich bei Balzac und der Gräfin Sahn antreffen, nicht zu rechtfertigen iſt. Schon in dem gegenwärtigen Heft tritt außer Arthur Perndennis, der als der Romanschreiber dargeſtellt wird, noch die wohlbekannte Geſtalt des Capitän Coſtigan auf; es hängt das mit der Neigung unſeres Dichters zu größeren Excursen zuſammen, die ſeine unbedingten Verehrer zwar ſehr bewundern, die wir aber mit dem guten Geſchmack nicht vereinen können. Auch in den einzelnen Auszügen, die wir in jenem Blatt finden, iſt wenigſtens für uns eine ganz ausgeſprochene Manier. — Eine andere Novelle, die ſoeben erſchienen iſt, Charles

Aucherer, fällt in das deutsche Gebiet. Ihr Gegenstand ist die Musik, der eigentliche Held der Novelle, Seraphael genannt, ist eine Verkleidung von Mendelssohn-Bartholdy. Außerdem treten unter andern noch Hector Berlioz und Jenny Lind auf. —

Ein höchst wunderliches Product des ehemaligen französischen Volksrepräsentanten Victor Hennequin mit dem Titel: *Sauvons le genre humain* ist in Brüssel bei Kiefling u. Comp. erschienen. In den einleitenden Briefen spricht der Verfasser, der sich in Paris aufhält, das dunkle Vorgefühl aus, daß die Leute ihn für verrückt halten würden. Wir können dieses Vorgefühl nur bestätigen, und zwar sind es grade diese Briefe, die hier ein entscheidendes Wort mitsprechen möchten. Er schreibt nämlich am 6. August an eine Frau v. Curton, der er ein Manuscript vorlesen will: „Gott hat mir befohlen, Ihnen in dieser seltsamen Form zu schreiben, was ich Ihnen vorzulesen habe, ist eine Offenbarung.“ Er schildert den Einfluß des göttlichen Wesens noch ausführlicher: „die höhere Macht, von der ich alle für das Beste des Menschengeschlechts nothwendige Unterweisung empfangen, versagt mir jede Art speciellerer Nachweisungen über diejenigen Dinge, die mich persönlich betreffen. Sie hat mich veranlaßt, dem Advocaten Villault den einzigen Proceß zurückzuschicken, der mir übertragen war und ihm zu erklären, daß ich in Gemeinschaft mit dem Erdgeist ein Buch verfaßt habe, welches mir im Verlauf von sieben Tagen von einem Buchhändler für 100,000 Frs. baaren Geldes abgekauft werden würde.“ Leider vergeht diese Zeit und der leichtsinnige Buchhändler kommt nicht. Herr Hennequin tröstet sich mit einem Gebet. Wir müssen gestehen, daß wir das Ganze für einen Puff hielten, aber nun folgt ein Brief an keine geringere Person, als Napoleon III. Er lautet folgendermaßen: „Sire, ich heiße Victor Hennequin; ich war am 2. Dezember 1852 Volksrepräsentant; ich habe mich Ihrer Regierung nie unterworfen; ich schreibe Ihnen in der Hoffnung, daß Sie mich bis zu Ende lesen werden; ich verlange von Ihnen weder eine Stelle, noch einen Orden, noch Geld, noch irgend eine andere Gunst. Sie haben vom Eischröcken gehört; ich habe dies Phänomen bis zu seinen äußersten Grenzen entwickelt, und das Eischröcken hat sich in eine Stimme verwandelt, die mich begeisterte und mir ein ganzes Buch dictirt hat. Die himmlische Stimme hat mir befohlen, diesem Buch den Titel zu geben: Wir wollen das Menschengeschlecht retten. Ich spreche zu Ihnen davon aus zwei Gründen, einmal, um von Ihnen zu der ungestörten Veröffentlichung autorisirt zu werden, indem ich durch die Offenbarung Gottes verlange, was Herr Proudhon für sich selbst verlangt hat; zweitens, weil Gott alle meine politischen Voraussetzungen umgestürzt hat, weil mein Buch die demokratischen Principien angreift und die Sache der Regierungen im allgemeinen vertritt, trotz des lebhaften Sträubens meiner Natur, und weil ich Befehl habe, Ihnen persönlich zu sagen, daß Sie eine providenzielle Mission haben.“ — Das Buch beginnt mit Gott und dem Weltall, und stellt eine Jacobsleiter der verschiedenen Lebenskräfte auf: feste Stoffe, flüssige Stoffe, luftförmige Stoffe, Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus, Arome, Pflanzenseelen, Thierseelen, Menschenseelen und Sternseelen verschiedener Grade. Wir wollen aufrichtig gestehen, daß wir diese neue Naturphilosophie, die zu gleicher Zeit eine neue Politik in sich schließt, nicht vollständig gelesen, sondern nur darin geblättert haben, wir wollen nur auf eine Zaubertafel S. 140 aufmerksam machen, welche folgende Gegenstände in Parallele stellt: 1) die sieben Töne der Tonleiter, 2) die Curven, wo zu unserem Erstaunen auf den Kreis, die Kegelschnitte und einige andere Linien zuletzt der

Logarithmus folgt, 3) die Farben, 4) die Leidenschaften, die man uns aber erlaube französisch zu geben: amitié, amour, familisme, ambition, cabaliste, papillonne, composite, endlich 5) die Rechte: cueillette, pâture, pêche, chasse, ligue intérieure, insouciance, vol extérieur. Zuletzt gibt er eine Art Formel an, aus allen diesen Geschichten die Wurzel zu ziehen. Ähnliche Zaubertafeln finden sich noch mehr im ganzen Buch und es scheint uns, als ob der wackere Mann durch das merkwürdige Ereigniß des 2. December und durch eine darauf folgende Gefangenschaft aus der gewöhnlichen Form des menschlichen Denkens vollkommen herausgedrängt sei. —

In demselben Verlage ist eine andere Schrift erschienen, die zwar nicht die Spuren handgreiflicher Verrücktheit an sich trägt, die aber auch närrisch genug ist. Sie führt folgenden Titel: L'Angleterre continentale ou il n'y a plus de manche. Der Verfasser ist ein Advocat aus der Provinz, Hr. Billot, dessen lettres franques seiner Zeit ein gewisses Aufsehen erregten. In der Vorrede giebt er eine Reihe von Briefen gegen Louis Reybaud, den geistvollen Verfasser des Jérôme Paturot, der in seiner Sittenschilderung der Gegenwart auch die lettres franques verflucht hatte. Der Refrain seiner Schrift ist: Tod den Engländern! Er versichert, daß seine Erfindung nicht von ihm selber, sondern von einem andern herrühre. Sie besteht darin, eine „Flottenburg“ zu errichten, mit der man die sämtlichen englischen Flotten vernichten könnte. Durch diese Erfindung soll Frankreich die Herrschaft über alle Meere gewinnen. Man ist auf die nähere Beschreibung dieser „Flottenburg“ neugierig, aber während ein großer Theil des Buchs aus allerhand sehr verständlichen Bemerkungen besteht, die nicht zur Sache gehören, bleibt die Beschreibung dieses neuen Wunderwerks sehr unverständlich. Wenn der Verfasser S. 94 versichert, daß England vor seiner Schrift zittern würde, so muß England ein klareres Verständniß besitzen, als wir. Denn wir wissen nicht, womit es eigentlich bedroht wird. Zum Schluß ist eine Widerlegung der Ansichten des Prinzen von Jouville über die französische Flotte hinzugefügt. —

**Deutsche Literatur.** Gedichte. — Sonette von Wilhelm v. Humboldt. (Berlin, Georg Reimer.) — Es ist sechs Jahre her, als die „Briefe Wilh. v. Humboldts an eine Freundin“ erschienen. Das Buch hat einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt, einen Erfolg, der sich aus dem Inhalt nur theilweise erklären läßt. In dem Verhältnis zwischen dem alten würdigen Staatsmann und der ebenso bejahrten Dame, die von ihm Trost und Hilfe erhielt, lag nichts Interessantes und Spannendes, und die Ideen, die in den Briefen niedergelegt waren, so wohlthätig auch sie durch die innere Harmonie der religiösen Empfindung, der moralischen Ueberzeugung und des Verstandes wirken mußten, waren doch nicht eigentlich neu. Dennoch finden wir den Erfolg gerechtfertigt; denn in solchen Dingen bringt die Persönlichkeit ein großes Gewicht in die Waagschale. Wenn ein vielbeschäftigter und an die höchsten Kreise des öffentlichen Lebens gewöhnter Staatsmann, zugleich ein Gelehrter und Denker vom ersten Range, die kleinen menschlichen Beziehungen mit so warmer und reicher Liebe pflegt, wenn die Grundsätze seines Denkens und seines sittlichen Empfindens, die seinem Leben im Ganzen und Großen zur Richtschnur dienen, auch in den persönlichen Verhältnissen, in den Empfindungen jedes Tages unverändert ihr Recht behaupten, so will das wol etwas Anderes sagen, als wenn der erste Beste eine gute Freundin durch moralische Betrachtungen erbaut, mögen diese auch noch so sehr mit dem System der kritischen Philosophie übereinstim-

men. Der große Erfolg jenes Buchs schreibt sich also nicht lediglich von seinem Inhalte her, sondern von der gerechten Verehrung vor dem großen Manne und dem Antheil, den man auch an seinen kleineren persönlichen Verhältnissen nahm. — Mit den Sonetten wird es ein ganz ähnlicher Fall sein. Seit dem Tode seiner Gemahlin bis zu einem Monat vor seinem eigenen Tode hat Wilh. v. Humboldt fast jeden Tag ein solches Sonett dictirt. Daß also hier von einem bedeutenden dichterischen Werthe nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Allein auch hier tritt uns jene Einheit des Empfindens und Denkens entgegen, die Wilh. v. Humboldt zu einer der classischsten Erscheinungen unserer Nation machen. Bei seiner seltenen Empfänglichkeit für alles Schöne im Reiche der Natur und des Geistes, die weit entfernt ist von jenem todten Stoisicismus, den man so häufig bei der Kantischen Schule antrifft, bleibt er in seinem Gemüthe doch immer ganz der, der er ist, der ernste, strenge, sittliche Mann, und die Sonette sind ein schönes Zeugniß von einer Verbindung jener Eigenschaften, die in diesem Maß kaum bei einem andern Mann wieder anzutreffen wäre. So müssen wir sie auffassen, als klare und entsprechende Ausdrücke der Persönlichkeit, nicht als Kunstwerke. Dann werden wir auch Spuren einer Poesie in ihnen antreffen, die darum nicht schlechter ist, weil sie mit keinem abstracten Kunstprincip zusammenhängt. — Alexander v. Humboldt hat die Gedichte seines Bruders durch eine kurze Vorrede eingeführt. Auf dem Titeltupfer schaut uns das wohlgelungene, geist- und gemüthvolle, bedeutende Gesicht Wilh. v. Humboldts mit jener stillen, ernsten Trauer an, die man von dem Gedanken des Alters nur schwer trennen wird und die doch ein Hauch von dem mächtigen Geist umschwebt, den wir in seinem Leben und in seinen Schriften antreffen. —

Deutsches Wörterbuch von Jac. Grimm und Wilh. Grimm. 7. Lieferung, Belege — Bestrafen. Leipzig, S. Hirzel, 1853. — Das deutsche Niesenwerk ist mit dieser Lieferung bis in die Mitte des **B** vorgeedrungen. Das deutsche **B** ist, obgleich es nicht den Umfang des anlautenden **A** hat, doch immer noch Anführer einer großen Schar von Wörtern. Es ist anzunehmen, daß die nächste Lieferung bis gegen das Ende seiner Herrschaft führen wird, dann geht es nach einigem Aufenthalt in dem weiten Flachlande, welchem das junge **C** vorsteht, schnell vorwärts durch das Gebiet zahlreicher Buchstaben bis tief in die Mitte des Alphabets. Es geziemt der deutschen Presse von Zeit zu Zeit bei Grimms Lexikon einen lauten Freuderuf auszustößen über das, was menschlicher Fleiß bei uns vermag. Die erste Lieferung erschien im Frühjahr 1852, jetzt ist das Jahr 53 noch nicht beendigt und die Brüder Grimm haben also in wenig mehr als anderthalb Jahren 105 Foliobogen oder 840 Folienseiten oder 1680 Foliospalten von engem Druck erscheinen lassen — und was für Spalten! und welche gründliche Arbeit! Und dies Lexikon war noch nicht das einzige, womit sie sich in den letzten beiden Jahren beschäftigt haben. Es ist möglich, ja einem genauen Beobachter der menschlichen Natur wird es wahrscheinlich, daß Jacob Grimm bei seinen mythologischen Studien das Glück gehabt hat, eine alte Zauberformel aufzufinden und dadurch in Besitz des letzten deutschen Spiritus familiaris oder Heinzelmännchens zu kommen, welches ihm jetzt das deutsche Wörterbuch und seine übrigen großen Quellenwerke über Nacht schreiben muß. Wem diese Annahme gewagt scheinen sollte, der lese die betreffenden Stellen über Hausgeister in Grimms deutscher Mythologie und in den Kinder-

und Hausmärchen nach. Es ist dergleichen schon früher vorgekommen. Nebenbei sei noch bemerkt, daß jede neue Lieferung einen größeren Reichthum an ausgezogenen Schriftstellern und größere Virtuosität in der Behandlung der einzelnen Wörter zeigt.

Anderdens sämtliche Werke. Originalausgabe des Verfassers. Leipzig, Borch. 7. und 8. Band. — Wir haben das Erscheinen des 5. und 6. Bandes vor einigen Wochen angezeigt. Mit dem 7. und 8. Band ist nun die Gesamtausgabe geschlossen. Der siebente Band enthält die dramatischen Versuche: eine spanische Tragödie „Rafaella“ und ein romantisches Drama: „Der Mulatte“, beide in fünf Acten und als vollständige Theaterstücke ausgeführt. Die Energie, womit der wahre Dramatiker die Ereignisse zusammendrängt, um sie zu einer großen Katastrophe zu führen, und die sich notwendigerweise auch in der Kraft der Charakteristik geltend machen muß, besitzt Andersen nicht in hohem Grade. Er ist stets geneigt, die Härte seiner Charaktere durch sentimentale Motive abzuschwächen und die dramatische Spannung lyrisch zu verflüchtigen. Nebenbei hat er den Fehler, in den fast alle dänischen Dramatiker fallen, daß er leicht aus dem Stil fällt und sich in Genremalerei verliert. Man merkt es immer heraus, daß man eigentlich einen Novellisten vor sich hat. Aber der freie poetische Sinn und die humane Bildung macht sich auch hier geltend, man wird wenigstens nie durch Rohheiten verletzt, obgleich der Inhalt des zweiten Stückes, die traurigen Zustände der Negerselaverei, vielfältig dazu Veranlassung gäbe. — Die drei andern Stücke: „Agnete“, „die Glücksblume“ und „Ahasverus“, machen keinen Anspruch auf dramatischen Zusammenhang. Es sind phantastische, märchenhafte Schattenspiele, sehr zart und sinnig ausgeführt, nur ohne rechte Gestalt, eine Erweiterung, aber auch eine Auflösung der alten Romanze. Das schwächste unter den dreien ist wol die Behandlung des ewigen Juden, weil Andersen hier ganz aus seiner Sphäre heraustritt und auf deutsche Art über das Universum und die überirdische Welt zu philosophiren unternimmt. Den Schluß des Bandes machen die lyrischen Gedichte, alle voll tiefer Gemüthlichkeit und warmer Phantasie, einzelne darunter auch in der Form vollendet. Zum Theil sind sie schon durch unsere Componisten bei uns so geläufig geworden, daß man sie mit zur deutschen Literatur rechnen könnte. — Im letzten Bande finden wir die „Reiseshatten“, sehr artige Schilderungen aus Deutschland, ferner die „Reisebeschreibung durch Schweden“ und die Selbstbiographie des Dichters, der er den bezeichnenden Titel, „das Märchen meines Lebens“ gegeben hat. Wenn in der letzteren auch hin und wieder das Wohlgefallen an seiner poetischen Thätigkeit und an der Freude und Achtung, die ihm die Menschen deswegen bezeugen, zuweilen über die Grenzen des reinen Geschmacks hinausgeht, so spricht sich doch in dem Ganzen eine so harmlose Natur und ein so liebenswürdiges Gemüth aus, daß man dem Dichter sein Interesse nicht versagen kann, umsoweniger, da ein solches Wohlgefallen von der Poesie des Details, der Andersen angehört, durchaus nicht zu trennen ist, da es ihr erst die Berechtigung gibt. — So liegt nun diese gefällige und höchst wohlfeile Ausgabe (die sämtlichen 8 Bände kosten 5 $\frac{2}{3}$  Thlr., da doch jeder Band eine ganz außerordentliche Masse Stoff enthält) geschlossen vor uns. Sie wird dem Dichter in Deutschland neue Freunde erwerben, und ein wenn auch bescheidenes, doch sehr heilsames Moment unserer Literatur bilden, weil der Dichter durchaus darauf ausgeht, den Menschen Freude an der Welt einzulösen, während unsere modernste Literatur fast überall das Gegentheil bezweckt. —

Bilder aus dem Soldatenleben von Jul. v. Wicke. Stuttgart, 1852.  
 Preussische Husaren-Geschichten von Julius v. Wicke, 2 Thle. Leipzig,  
 Friedr. Ludw. Herbig. 1853. — Die erste der beiden Sammlungen enthält Bilder aus  
 dem Kriegsleben der letzten Jahre, welche den Lesern der Grenzboten zum großen Theil  
 in Erinnerung und, wie wir hoffen, in guter sein werden. Wenigstens haben einzelne  
 davon, welche zu jener Zeit in d. Bl. erschienen, vielfachen und unberechneten Nachdruck  
 erfahren, bevor sie von dem Verfasser der gegenwärtigen Sammlungen eingereicht wurden.  
 Der Verfasser, rühmlich bekannt durch anderweitige publicistische Thätigkeit, versteht die  
 Wirklichkeit, soweit sie in den Kreis seiner Interessen fällt, genau und mit guter Laune  
 zu schildern. In einem bunten Leben, reich an kleinen Abenteuern, hat er sich feste  
 Ueberzeugungen und eine respectable patriotische Gesinnung wohl zu bewahren gewußt.  
 Seine einfache und behagliche Darstellung macht seine Schriften vorzugsweise geeignet  
 zur Volkslectüre. Der letztere Gesichtspunkt scheint für ihn maßgebend gewesen zu sein  
 bei der Abfassung der Husaren-Geschichten. Er wollte ein Buch schreiben zunächst für  
 den preussischen Soldaten und wenn eine warme Liebe zu dem preussischen Heer und  
 dessen Organisation, eine ehrliche Gesinnung und eine genügende Bekanntschaft mit  
 militärischen Kraftwörtern befähigen, ein solches Buch zu schreiben, so war der Verfasser  
 sicher dazu geeignet. Ein alter Unteroffizier erzählt darin seinen Husaren seine Erleb-  
 nisse und Kriegsthaten, die Campagnen von 1806 und 1807, Schills Versuch, den  
 Feldzug nach Rußland, die Freiheitskriege. Der Ton ist zuweilen gar zu volksthümlich,  
 im zweiten Theil aber gelungener, als im ersten, die Begebenheiten sind anschaulich  
 erzählt, doch wäre etwas mehr historische Kritik dabei nicht von Uebel gewesen. Da  
 die Gesinnung sehr militärisch und sehr entschieden preussisch ist, so kann das Buch allen  
 Compagnien, Escadrons und Battereien unseres Kriegsheeres hierdurch kameradschaftlichst  
 empfohlen werden.

Heldenbilder und Sagen von Hermann Kollett. St. Gallen, Scheitlin und  
 Bollkoffer. — Die Gedichte empfehlen sich namentlich durch ihre zierliche und correcte  
 Form, durch den Fluß und die Melodie der Sprache. Im ganzen scheint es uns,  
 als ob der Dichter sein Talent verkennt, er wählt immer heroische und gewaltige Stoffe,  
 während er eigentlich für das Gefällige, Unmuthige und Leichte geschaffen wäre. Darum  
 sind die einfachen, harmlosen Balladen das Beste und die Weltschmerzgedichte das  
 Schwächste in dieser Sammlung. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig**  
 in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten**  
 den **XIII. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich  
 zur Pränumeration desselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buch-  
 handlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1853.

**Fr. Ludw. Herbig.**